

KAI  
MEYER

DER  
ENGELSPAKT



MiMe books

Die Faustus-Trilogie I



# Der Engelspakt

---

Die Faustus-Trilogie I

Copyright © Kai Meyer 1996

Ein E-Book der MiMe books agency Michael Meller

---

Covergestaltung: © Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer

Covermotiv: © fotolia /A.W.P.

Autorenfoto © Steffi Meyer

ISBN: 978-3-9815001-3-4



Die Dunkelheit ist ein seltsames Ding: Was, so frage ich Euch, hat es mit ihr auf sich, dass sie uns wieder und wieder mit Furcht erfüllt, Nacht für Nacht, Leben für Leben? Ich kann Euch ehrlichst versichern, ich selbst habe mein Teil an durchwachten Nächten erlebt, an halsbrecherischen Fluchten im Finstern und an Morden, ausgeführt von den schwärzesten Seelen. Ich war dabei, als die Sonne vom Himmel verschwand, obgleich es noch mitten am Tage war, und ich kenne den Qualm brennender Städte, der sich über die Länder legt und mit seinem Schatten die Menschen frisst. Doch obgleich mir all diese Dunkelheiten wohlvertraut sind, so habe ich doch nie ihr Geheimnis durchschaut, und selbst mein Meister, der große Doktor Faustus, ist zuletzt daran gescheitert.

Ich sah die Horden des Suleiman durch die Schießscharten der Wiener Tore, und die Knien haben mir geschlottert vor Angst. Und doch spüre ich dieselbe Furcht, wenn das Licht verlöscht und die Geister der Toten an den Türen rütteln.

Jeder weiß, weshalb ihn das Säbelrasseln der Türken beeindruckt (seit jenem Tag im Jahre 1529 trage ich eine unschöne Narbe an der Kehle). Warum uns aber die Nacht mit ihrer Dunkelheit verängstigt, das weiß keiner ganz genau. Zumindest hat es mein Meister nicht gewusst, und Ihr wollt nicht behaupten, Ihr wüsstet mehr als er, nicht wahr? Gut, das will ich meinen.

Mein Meister, o ja, von ihm will ich berichten. Ihr müsst wissen, er ist nicht mehr unter uns. Der Teufel besuchte ihn des Nachts in seiner Kammer und schlug ihm den Leib in Stücke. Ich selbst war nicht dabei, das muss ich gestehen, doch der gute Doktor nahm es mir nicht übel: Er wusste wohl, dass ihm das letzte Stündlein schlug, und so schrieb er zu seinem Willen nieder und bedachte einen gewissen Christof Wagner mit all seinem teuren Besitz.

Und Christof Wagner, das bin ich.

Erlaubt mir einen Einschub: Ein lieber Freund von mir versucht sich gleichfalls an der Niederschrift von Faustens Leben. Er ist bald am Ende damit, doch wir wissen beide, dass er mehr mit Fantasie denn mit wahrem Wissen von den Dingen berichtet. Deshalb will ich versuchen, Euch die Wirklichkeit zu schildern, ganz so, wie ich sie am eigenen Leibe erfahren habe. In einem allerdings ist mir mein Freund mit seiner *Historia von D. Johann Fausten* voraus. Er weiß genau, wie mein Meister verstarb, und er war dumm genug, mir davon zu erzählen (unter dem Siegel der Verschwiegenheit, versteht sich). Daher will ich, bevor ich auf Faustens Leben erzähle, zuerst von seinem Tode sprechen.

Mein Meister, der längst ahnte, dass sein Sterben nahte, hatte im Jahre 1540 im Dorf Rimlich Quartier bezogen. Dies nun liegt eine halbe Meile Wegs vor Wittenberg (wo – welche Ironie des Schicksals – meine Geschichte ihren Anfang nimmt). Zwischen zwölf und ein Uhr nachts hob ein furchtbarer Wind an, der den Gasthof von allen Seiten umtobte, sodass selbst der Wirt seinen Besitz Besitz sein ließ und jammernd zu den Nachbarn floh. Zugleich drang aus der Kammer des Doktors ein grauenvolles Lärmen. (Mein Freund schreibt: »... als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlicher Würmer wäre.« Nun, hier ist der gute Wille sicher mit ihm durchgegangen, denn in seinem schlichten Gemüt gehörte

Schlangen ebenso zum Satan wie Wein in die Schreibstube, wenn Ihr versteht, was ich meine ...)

Man habe den Doktor in Todesangst schreien hören, so heißt es. Falls dem wirklich so war, es würde mir das Herz zerreißen – allerdings will ich auch dieses Detail bezweifeln. In all den Jahren an der Seite meines Meisters habe ich ihn niemals in Todesangst erlebt, er hat recht nicht, dass sie ihn zum Schreien brachte (obwohl er vom Schreien was verstand – etwa wenn ich den Schwefel verlegte).

Nun, ganz gleich, ob er schrie oder nicht, es wurde schließlich Tag, und Totenstille kehrte ein. Der Wirt trollte sich zurück in seinen Gasthof und pochte an des Meisters Tür. Als diese keine Antwort gab, ließ der Wirt den Riegel zerbrechen. Drinnen bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick. Boden, Wände und Decke waren voll von Blut, und das kluge Hirn des Meisters klebte wie eine zerquetschte Fliege an der Wand. Auch lagen seine Augen und etliche Zähne umher. Es heißt, der Teufel habe ihn von einer Wand zur anderen geschlagen wie ein Waschweib den Teppich. Seine Leiche fand man schließlich draußen auf dem Misthaufen, übel zugerichtet, wie Ihr Euch denken mögt.

Ihr fragt Euch nun: Was ist das für ein Erzähler, der das Ende an den Anfang setzt? Und ich antworte: Urteilt nicht über Dinge, von denen Ihr nichts versteht! Glaubt Ihr, ich will an der Streckbank enden? Die Geschichte, die nun folgt (und alle anderen, die ich Euch später berichten will) ist voll von Mord und Blutvergießen, von Untaten und Blasphemie, von Verbrechen wider die Menschlichkeit – und die ein oder andere hübsche Maid. All das gemischt zu einem Garn, wie man es nur noch selten findet. Und Letzteres hat seinen Grund: denn Kirche und Obrigkeit sehen es nicht gern, wenn man von ihren Übeln erzählt – es sei denn, die Geschichte hat eine solide Moral. Und eine Moral sollen sie bekommen, die feiste Pfaffen und Klunkerjunker.

Kurzum: Faustens Tod (mögen seine Umstände der Wahrheit entsprechen oder nicht) gehört dazu, sonst bekämt Ihr den Rest nicht zu lesen. Und um sicherzugehen, dass all die tumben Kirchensklaven und Königstreuen diese Moral auch verstehen, steht sie gleich am Anfang:

*Wer mit dem Teufel paktiert, den holt derselbe!*

Das klingt nicht schön und lässt auch an Weisheit zu wünschen übrig, doch muss es wohl sein. Bitte schön, ihr hohen Herren und edlen Damen, eure Moral! Auf dass sie euch zu Gefallen reiche!

Womit wir uns dieser Pflicht entledigt hätten und uns den wahren Werten meiner Geschichte zuwenden können. Wie gesagt, es geht um Mord und um Weiber und um ein böses Geheimnis – aber das merkt Ihr selbst noch früh genug.

Ihr seht, ich bin vorsichtig. Ich habe zu viele in den Folterkammern brüllen hören, habe zu viele gesehen, die ihr Leben auf Rad und Scheiterhaufen ließen. Oft genug schmorte ich selbst im Kerker und erfuhr die zweifelhaften Freuden des Prangers. (Habt Ihr je den Inhalt eines Nachttopfs im Gesicht gespürt? Dabei lernt Ihr das Alltägliche des Lebens von einer völlig neuen Seite kennen.) Ich habe jetzt ein schönes Alter erreicht, und sterben will ich nun noch im Bett, nicht vor den Augen des geifernden Pöbels.

Mit einem Mann auf dem Scheiterhaufen beginnt auch diese Geschichte. Und auch wenn verbrannt wird jemand gleich zu Anfang.

Ein und derselbe, sollte man meinen.

Weit gefehlt.

---



Der Scheiterhaufen stand bereit, und bereit war auch Faustus. Der Strick, mit dem ihn der Henkersknecht an den Pfahl fesselte, war mit Wasser getränkt, damit er in der Hitze nicht nachgab. Faustus spürte, wie die Feuchtigkeit aus dem Hanf durch seine Kleidung drann. Angesichts der Umstände war ihm die kühle Nässe nicht unangenehm; nicht mehr lang und sie würde samt seiner selbst zu Rauch verdampfen.

Der Pfahl ragte aus einem hölzernen Podest, das man in der Mitte des Platzes errichtet hatte. An die dreihundert Menschen hatten sich an jenem Pfingstmontag des Jahres 1515 vor dem Wittenberger Schloss versammelt, um der Hinrichtung beizuwohnen. Die Aufregung war groß. Landsknechte hielten die Männer und Frauen im Zaum. Hier und da schlüpfte ein Kind zwischen den Beinen und Hellebarden der Soldaten hindurch und tanzte frech vor ihnen umher, bis einer sie einfing und zurück zu den fluchenden Eltern brachte. Händler boten getrocknetes Obst und süßes Backwerk feil. Ein Wirt hatte ein Bierfass herangerollt, der Andrang übertraf seine Erwartung bei Weitem, und so schickte er seinen Knecht, ein zweites Fass zu holen.

Verbrennungen im Auftrag der Heiligen Inquisition waren keine Seltenheit, doch Faustus galt als Berühmtheit, als Schwarzkünstler von Rang, und keiner wollte sein Ende missen. Nicht, weil man ihn derart verabscheute, keineswegs; die Menschen wären in gleicher Zahl herbeigeströmt, hätte Faustus ihnen eine Kostprobe seiner Zauberkünste versprochen. Man wollte unterhalten werden, ganz gleich um welchen Preis. Ob durch falschen oder Feuerzauber war nicht wichtig. Allein das Spektakel zählte. Die Menge war nicht wählerisch.

Freilich war die frohe Stimmung nicht allein der Ausdruck guter Laune. Vielmehr mochte manch einer fröhlicher scheinen, als ihm in Wahrheit zumute war. Wer Mitleid mit einem Häretiker zeigte, lief Gefahr, selbst als Nächster in den Flammen zu sterben. Der Pöbel war durchsetzt von Spionen und Spitzeln. Die Ohren der Inquisition waren allgegenwärtig, und ihre Augen lauerten auf Zeichen des Verrats.

»Doktor Johannes Faustus«, rief eine Stimme über den Schlossplatz hinweg, und schlagartig verstummte die Menge. Die Ausgelassenheit wich angespannter Erwartung. Manch einer mochte frösteln, einem anderen das Herz ein wenig schneller schlagen. Die meisten aber harrten stumm und ergeben des weiteren Geschehens.

Der Sprecher, ein großer, knöcherner Mann in den schwarzen Gewändern der Inquisition, stand auf einem ähnlichen Podest wie Faustus selbst ihm gegenüber vor der Fassade des Schlosses. Statt mit Reisigbündeln war seine Tribüne jedoch mit Seide geschmückt, statt eines Pfahls stand obenauf ein gepolsterter Sessel. Konrad von Asendorf, Inquisitor im Auftrag des Heiligen Vaters, trat einen Schritt nach vorn bis an den Rand der Plattform. Dräuend stand er über den Köpfen des Volkes. Ein Windstoß bauschte seinen Mantel auf, und so manchem entfuhr ein erschrockenes Keuchen. Es sah aus, als wolle sich der Inquisitor auf Rabenschwingen in die Luft erheben.

»Johannes Faustus«, wiederholte Asendorf mit schnarrender Stimme, »der du dich selbst den Quellbrunn der Nekromanten nennst, den Zweiten unter den Magiern, Astrologen, Chiromant und ... und ...« Er verstummte und blickte wütend nach hinten zu seinem

Zwergendiener, der ihm wieselflink ein Papier überreichte. »Chiromant, Aeromant, Geomant, Pyromant und Hydromant«, las er ab und schleuderte das Papier dann über die Schulter nach hinten. »Du, Johannes Faustus, der du die Heilige Kirche lästerst, die Schwarzer Magie bedienst und den Verkehr mit dem Bocksfüßigen pflegst ...« Er hielt inne und horchte zufrieden auf das erschrockene Raunen der Menge. »Du bist angeklagt, ein Ketzer zu sein und anders zu glauben und zu lehren als die römische Kirche. Das Gericht der Heiligen Inquisition hat dich deshalb zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Nimmst du deine Strafe an?«

Hunderte Augenpaare schwenkten aufgeregt zu Faustus hinüber, der eng verschnüddastand und seinen Blick nicht einen Moment von der schwarzen Gestalt seines Widersachers nahm. Sein schmales Gesicht verzog sich zu einem freundlichen Lächeln, doch seine Lippen blieben geschlossen.

Der Henkersknecht trat von hinten an ihn heran und raunte ihm weithin hörbar zu: »Du mußt antworten ›Ich danke der Obrigkeit für diese Gnade‹.«

Faustus lächelte eine Spur breiter.

Der Henkersknecht grunzte zornig, zückte ein Messer und hielt es an die entblößte Kehle des Doktors. »Antworte, Ketzer!«

Faustus sagte kein Wort.

Der Knecht blickte hinüber zu Asendorf, der ihm mit einem Wink zu verstehen gab, er solle das Messer sinken lassen. »Wir wissen seine Dankbarkeit zu schätzen«, sagte der Inquisitor gleichgültig. Dann rief er lauter: »Vollstreckt jetzt das Urteil!«

Der Henkersknecht sprang eilig vom Scheiterhaufen, während sich gleichzeitig vier Fackelträger aus der Menge lösten und von allen Seiten auf das Podest zutraten. An den Ecken der Plattform angelangt, blieben sie stehen, hielten die Fackeln mit gestreckten Armen über ihre Köpfe und drehten sich einmal um sich selbst. Die Zuschauer starrten gebannt auf die zuckenden Flammen. Das erwartungsvolle Raunen wurde lauter.

(Erlaubt mir, verehrter Leser, an dieser Stelle eine kurze Unterbrechung im Ablauf der Ereignisse. Es gibt etwas, das Ihr über diesen besonderen Fall einer Ketzerverbrennung wissen solltet. Natürlich ist Euch klar, dass dies keine Hinrichtung wie jede andere war, einfach weil Faustus kein Mann wie jeder andere war. Für gewöhnlich vergingen zwischen Verhaftung des Delinquenten und der Vollstreckung seines Urteils mindestens vier Wochen, manchmal gar mehrere Jahre. Während dieser Zeit wurde er verhört, oftmals gefoltert und schließlich vor das hohe Gericht der Inquisition gestellt. Währenddessen kündigten die Pfaffen den Gläubigen das bevorstehende Schauspiel an, luden mit Nachdruck zur Teilnahme ein und versprachen jedem Zuschauer einen Ablass von zehn bis vierzig Tagen. Einen Tag vor der Hinrichtung schmückte man den Platz, wo der Scheiterhaufen errichtet wurde, mit Fahnen und Girlanden, stellte Blumen in die umliegenden Fenster und Balkone und erbaute eine standesgemäße Tribüne für hohe Gäste. Am Morgen des Hinrichtungstages zog die Gemeinde in einer Prozession durch die Straßen, an ihrer Spitze eine Kongregation des heiligen Petrus des Märtyrers, eines erschlagenen Hexenjähgers aus Verona, den der Papst zum Schutzheiligen der Inquisition erkoren hatte. Dumpfe Glockenschläge begleiteten das festliche Geschehen, die Verurteilten wurden rasiert und geschoren, in weiße Gewänder gekleidet und unter viel Brimborium auf den Scheiterhaufen geführt.

Im Falle des Doktor Faustus lagen die Dinge jedoch ein wenig anders. Das mochte teils daran liegen, dass Wittenberg eine Kleinstadt war, zwar stolzer Sitz einer Universität, doch klein und ländlich nichtsdestotrotz.

Wichtiger jedoch war das Bestreben Konrad von Asendorfs, sein Opfer so schnell wie möglich den Flammen zu überantworten, sodass zwischen Verhaftung und Urteilstvollstreckung kaum ein ganzer Tag verstrich. Es hatte kein echtes Verhör gegeben, keine Folter und keine Verhandlung. Asendorf hatte sein Urteil gesprochen, und in der gleichen Stunde wurden die Flammen geschürt.

Ihr müsst wissen, Faustus und Asendorf kannten einander schon lange. Der Inquisitor jagte den Schwarzkünstler seit Jahren durchs ganze Land, von einer Grenze des Heiligen Römischen Reichs zur anderen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, Euch die Hintergründe dieser persönlichen Feindschaft zu schildern – doch verzagt nicht, Ihr werdet später davon hören. Vorerst soll die Feststellung genügen, dass der Inquisitor den Faustus zu seiner Nemesis erkoren hatte, seinem Erzfeind, den es um jeden Preis zu vernichten galt. So also kam es, dass die Hinrichtung an jenem Pfingstmontag mit erstaunlich niedrigem Aufwand, ohne prächtigen Blumenschmuck und Prozession vonstatten ging. Selbst der übliche Gottesdienst vor Vollstreckung des Urteils hatte sich auf wenige Gebete und ein verkürztes *Kyrie eleison* beschränkt.

Doch hört nun, wie es weiterging:)

Während die Fackelträger noch mit erhobenen Armen rund um den Scheiterhaufen in Aufstellung bezogen, winkte ein Geistlicher einige Kinder herbei. Es waren drei Jungen und drei Mädchen, und alle trugen festliche Gewänder mit aufgestickten Kreuzen. In ihren Händen hielten sie schwere Bücher. Mochte der Teufel wissen, wo der Pfaffe sie aufgetrieben hatte, denn es handelte sich um Exemplare des Talmuds und Korans, um Werke der Katharer, Manichäer und Nestorianer.

Ehrenvolle Aufgabe der Kinder war es, die ketzerischen Schriften später in die Flamme zu werfen. Der Pfaffe, der die Darbietung offenbar als überraschende Gefälligkeit für den Inquisitor geplant hatte, versicherte sich mit einem Seitenblick der Gunst Asendorfs. Der Hexenjäger lächelte erfreut und schenkte dem Priester ein huldvolles Nicken.

Der Henkersknecht gab seinen Männern ein Zeichen. Alle vier senkten die Fackeln.

Ein gellender Schrei zerriss die Stille.

»Die Pest!«, kreischte eine Stimme. »Die Pest ist da!«

Das erste Reisigbündel fing knisternd Feuer.

Aller Augen rasten herum. Die Menschenmenge geriet in Bewegung. Selbst Asendorf nahm den Blick vom Scheiterhaufen seines Gegners und blickte zur Quelle des Aufruhrs.

Durch das Stadttor an der Westseite des Schlossplatzes kamen zwei Wachleute herbeigestürmt. Sie hatten ihre Spieße fallen gelassen und mischten sich unter die gaffenden Menschen. In einer einzigen Wellenbewegung strömten die Männer und Frauen auf sie zu.

»Die Pest ist da!«, schrie der eine noch einmal. »Flieht, Leute, flieht! Die Seuche holt uns alle!«

Wittenbergs Bürgermeister sprang von seinem Platz am Fuße des Inquisitor-Podests und hob an, die Menschen zur Ruhe zu gemahnen. Sein Versuch scheiterte, bevor er überhaupt den Mund öffnen konnte.

Im gleichen Moment ertönte ein Knirschen, laut und immer lauter, dann schob sich ein ~~Pferdekarren durch das Stadttor. Seine hölzernen Scheibenräder quietschten und krachten~~ während sie mühsam über das Pflaster holperten. Ein einziger Klepper hing im Geschirr und kämpfte wacker mit dem Gewicht seiner Last.

Hinten auf dem Wagen lagen Leichen. Mindestens ein halbes Dutzend. Ihre starren, verwinkelten Glieder waren mit schmutzigen Tüchern umwickelt. Eiter und dunkles Blut tränkten die Stoffe. Dort, wo die Haut der Toten zu sehen war, prangten schwarze, hässliche Flecken.

Eine krumme Gestalt, ebenfalls in Tücher gehüllt, die alleine Augen und Nase frei ließ, führte das Pferd am Zügel. Sie hielt den Rücken gebeugt, keuchte bei jedem Atemzug und verfiel in ein entsetzliches Husten, würgte Schleim hoch und spie ihn angewidert auf das Pflaster – gleich vor die Füße der vorderen Zuschauer.

Die Menge schien zu explodieren. In einer einzigen, unwirklichen Eruption aus Panik und Geschrei strömte der Pöbel auseinander, sternförmig, fort von dem Karren und seiner tödlichen Fracht. Brüllend flohen die Männer und Frauen, rannten sich gegenseitig über den Haufen, kreischten und heulten, als sei ihnen der Leibhaftige selbst auf den Fersen. Bürgermeister und Stadtrat ergriffen die Flucht, ebenso die Landsknechte, der Henker und seine Leute.

Asendorf blickte sich fassungslos um und musste mit ansehen, wie ihn sein Gefolge im Stich ließ. Er zögerte einen Augenblick, halb zornig, halb verwirrt, dann entschloss er sich selbst zur Flucht. Mit wehenden Gewändern sprang er vom Podest und rannte mit einigen der Stadtoberen durch eine Seitentür ins Schloss.

Es schienen kaum wenige Herzschläge vergangen, dann war der Platz geräumt – bis auf den gefesselten Faustus und den Pesttransport. Die Menschen waren in ihre Häuser geflohen, die Obrigkeit hatte hinter den Mauern des Schlosses Zuflucht gefunden. Als Letzter warf der Priester das Tor der Schlosskirche hinter sich zu. Er suchte mit dem halben Dutzend Kinder Schutz unter dem Mantel des Herrn. Die häretischen Bücher lagen achtlos im Schmutz vor dem Scheiterhaufen, manche aufgeklappt, andere zerfleddert. Lose Seiten flatterten im Wind.

Faustus starrte voller Erstaunen auf den Pestkarren, der sich mit knirschenden Rädern über den Schlossplatz quälte. Die Gestalt an den Zügeln würdigte ihn keines Blickes, als sie den Scheiterhaufen passierte. Einen Moment lang hatte Faustus geglaubt, Verbündete seien ihm unverhofft zu Hilfe gekommen, doch je weiter sich der Karren von ihm fortbewegte, desto geringer wurde seine Zuversicht. Als der Leichenwagen schließlich vor der Schlosskirche zum Stehen kam, war Faustus klar, dass dies keine List seiner Freunde darstellte. Man war keineswegs gekommen, um ihn zu retten.

Schlimmer noch: Einer der Fackelträger hatte vor seiner Flucht Feuer an dem Scheiterhaufen gelegt. Rechts von Faustus brannte das Reisig lichterloh, und es war alles eine Frage der Zeit, ehe die Flammen auf den Rest des Podests übergreifen würden. Schon spürte er die brüllende Hitze auf der Haut, fühlte, wie sich seine Kleidung erwärmte und ihn der Schweiß in Strömen aus den Poren schoss. Er hatte sich geschworen, vor Asendorfs Augen kein Zeichen von Furcht oder Reue zu zeigen. Doch, zum Teufel damit, der Inquisiteur war geflohen; er würde nicht mit ansehen können, wie sein Opfer sich gegen den Tod auflehnte.

Mit aller Kraft stemmte Faustus sich gegen die Fesseln. Erst gaben sie einen Fingerbreit nach, dann aber hielten sie straff und stramm seiner Gegenwehr stand. Die Flamme loderten höher und höher. Immer lauter wurde ihr Knistern und Fauchen, immer heißer ihr tödliche Glut. Die Hitze begann wehzutun.

Der krumme Pferdeführer umrundete derweil sein Gefährt. Plötzlich gerieten die Leichen in Bewegung. Glieder wurden gestreckt, Gesichter gehoben. Blitzschnell sprangen die sechs Gestalten von dem Karren und rannten hinüber zur Kirchentür. Zwei von ihnen warfen sich kraftvoll dagegen, und sogleich flog das Portal krachend nach innen. Auch der Pferdeführer straffte sich, entwickelte mit einem Mal erstaunliche Behändigkeit und folgte den Übrigen ins Innere des Gotteshauses. Innerhalb weniger Atemzüge stand der Karren verlassen da und die eben noch Toten waren in der Kirche verschwunden.

Faustus bemerkte es aus den Augenwinkeln, doch er hatte bei Weitem andere Sorgen. Der Reisig brannte jetzt in einem Halbkreis um den Scheiterhaufen. Schon bald würde sich der Flammenring schließen. Und doch blieb alles Zerren und Ziehen an den Fesseln ohne Wirkung. Faustus klebte wie festgeschmiedet am Pfahl.

Aus dem offenen Kirchentor ertönte Geschrei, dann stürmten die Kinder mit wehenden Gewändern ins Freie. Heulend rannten sie davon und verschwanden in einer nahen Gasse.

Wenige Herzschräge lang herrschte Stille. Dann sprangen sechs der insgesamt sieben Gestalten aus dem Tor. Hinter ihnen drang Rauch durch das Portal. So schnell sie konnten überquerten die Maskierten den Platz und verließen die Stadt durch das Westtor.

Verzweifelt sann Faustus nach Rettung. Seine Gedanken tobten. Irgendeinen Weg musste es geben, irgendein Mittel, der Feuersbrunst zu entkommen. Die Enden des Flammenkreises rückten unerbittlich aufeinander zu. Es blieb kaum noch Zeit. Die Hitze wurde unerträglich. Es roch nach Verschmortem, und es dauerte einen Augenblick, ehe Faustus begriff, dass sich seine Haare zu kräuseln begannen. Die Welt um ihn herum zerfloss allmählich zu einem trüben Gemisch aus Licht und Schatten.

Mit einem Schrei stürmte die siebte Gestalt aus der Kirchentür. Die Tücher, die sie sich um den Kopf geschlungen hatte, brannten lichterloh. Keuchend zerrte sie an den Bandagen. Das Letzte, was Faustus erkannte, war, dass es sich um eine junge Frau handelte, der Statuette nach eher ein Mädchen. Dann raubte ihm die Hitze für einen kurzen Moment die Besinnung.

Augenblicke später war er wieder bei Bewusstsein, und nichts hatte sich an seiner Lage geändert. Die Flammen tobten unvermindert. Höchstens ein Schritt weit trennte der Flammenring um den Scheiterhaufen von seiner Bestimmung.

Da bemerkte Faustus, wie sich seine Fesseln lösten. Das Mädchen huschte neben ihm übers Podest, in einer Hand ein blitzendes Messer. Ihr Kopf war eine rauchende Brandwunde. Ein Wunder, dass sie nicht die Besinnung verlor. Sie sprang vom Rand der Plattform hinab aufs Pflaster und folgte ihren Gefährten stolpernd durchs Stadttor, ohne ein Wort, ohne sich umzusehen. Faustus blieb keine Zeit, über das Wunder nachzudenken. Mit letzter Kraft schüttelte er die Fesseln ab, löste sich vom Pfahl und taumelte vom Podest in die Freiheit. Hinter ihm schloss sich mit einem Fauchen der Flammenring. Der Scheiterhaufen verwandelte sich in ein Inferno aus Höllenhitze und berstendem Holz. Das Knistern wurde zum Brüllen, das Feuer zum Fanal.

Faustus schleppte sich strauchelnd davon, gleichfalls in die Richtung des Stadttors, a

plötzlich noch etwas geschah.

Der Priester taumelte kreischend aus der Kirche. Sein Gewand brannte lichterloh, ebenso seine Haare, seine Hände, sein Gesicht. Wie ein heidnischer Feuergott tanzte er in irre Verrenkungen vor dem Portal, sein Körper eine einzige Zuckung, geschüttelt von der grausamen Qual, mit der die Flammen seine Glieder verzehrten. Schließlich brach er leblos zusammen und verbrannte.

Faustus blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Irgendjemand musste vom Schloss aus das Geschehen beobachtet haben. In wenigen Augenblicken würden sich die Ersten ins Freie wagen, zumal immer mehr Rauch aus der Kirche drang. Im Inneren des Gebäudes tobte ein Feuer. Die maskierten Brandstifter hatten ganze Arbeit geleistet.

Bis zum Stadttor waren es nur noch wenige Schritte. Faustus bewältigte sie nur langsam, viel zu langsam. Er war nicht wirklich verletzt, aber die Hitze hatte seinen Körper geschwächt und ihn all seiner Kräfte beraubt. Er taumelte durch den Torbogen und blickte hinaus in die weite Landschaft. In der Ferne glaubte er sieben Gestalten auf Rössern zu sehen, die über die Felder davongaloppierten. Die Pferde mussten hier draußen bereitgestanden haben. Faustus wünschte sich mit aller Kraft, dass auch auf ihn eines wartete, doch seine Hoffnungen wurden enttäuscht. Kein Pferd weit und breit. Seine Befreiung war nicht geplant gewesen. Das Mädchen hatte nur Mitleid mit ihm gehabt.

Wenn er fliehen wollte, so musste er es allein tun. Ganz auf sich gestellt. Ohne weitere Hilfe.

Es war nicht das erste Mal, dass er aus Asendorfs Fängen entkam. Doch nie zuvor war er seinem Schicksal so knapp entronnen. Der Inquisitor hatte ihn schon früher gefangen und eingekerkert, ihn sogar dem hochnotpeinlichen Verhör – der Folter – unterzogen. Trotzdem war Faustus stets der letzten aller Strafen entgangen. Und wieder war es ihm gelungen. Er fragte sich nur, wie lange.

Faustus schlug sich seitwärts ins Gebüsch, das an dieser Stelle bis an die Stadtmauer wucherte. Äste und Dornen stachen in seine Haut, doch der Schmerz, den sie verursachte, war nichts gegen die qualvolle Glut des Scheiterhaufens.

Auf der anderen Seite des Tores wurden Rufe laut. Offenbar hatte man den Schwindel bemerkt und die Leiche des Priesters entdeckt. Jemand schrie nach Wasser, um das Feuer in der Kirche zu löschen. Zugleich ergoss sich ein Dutzend bewaffneter Landsknechte aus dem Stadttor, um die Täter zu fassen. Wütend und verwirrt blickten sie sich um, als niemand zu sehen war.

Faustus beobachtete sie durch die Zweige: Eine stetig wachsende Zahl von Männern in geschlitzten bunten Pluderhosen, breiten Kuhmaulschuhen und kurzen, engen Ärmeljacken. Auf den Köpfen trugen sie Kappen und federgeschmückte Barette, und da war keiner, der nicht mit Schwert, Speiß oder gar einer Handbüchse bewaffnet war.

Faustus befand sich in keiner beneidenswerten Lage. Asendorfs Schergen wussten, dass ihn die Flucht vom brennenden Scheiterhaufen geschwächt haben musste. Seine einzige Hoffnung war, dass sie annehmen würden, er sei gemeinsam mit den Brandstiftern zu Pferde entkommen. Vielleicht würden sie darauf verzichten, die nähere Umgebung zu durchsuchen.

Doch seine Zuversicht wurde von Neuem enttäuscht. Einer der Landsknechte, offenbar ihr Hauptmann, schrie lautstark Befehle, und sogleich schwärmten die Soldaten in alle

Richtungen aus. Mit grimmigen Mienen und gezückten Waffen stampften sie durch Wiesen und Geäst, stachen mit ihren Klingen in verdächtiges Buschwerk und blickten misstrauisch hinter jeden Baum. Faustus sah mit Erschrecken, wie gleich vier von ihnen schnurstracks auf sein Versteck zukamen. Einen Augenblick lang erwog er, ob es gelingen könnte, sie alle kraft seines Geistes zu beeinflussen, doch er wusste, dass der Versuch zum Scheitern verurteilt war. Er war schwach, außer Atem und beim besten Willen nicht in der Lage, sich in diesem Zustand zugleich auf vier fremde Geister einzustellen. Alles, was ihm blieb, war die Flucht.

So leise wie möglich drehte er sich um und hastete gebückt durchs Gebüsch. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn bemerken würden, und der gefürchtete Moment kam schneller, als ihm lieb sein konnte. Einer der Landsknechte schrie auf, zeigte mit dem Schwert auf ihn und rief die anderen herbei. Die vier Männer, die Faustus am nächsten waren, setzten sich sogleich auf seine Spur, und auch die übrigen kamen eilig herbeigerannt.

Sein Vorsprung war nicht groß, zwanzig, höchstens dreißig Schritte, und obgleich seine Beine lang waren, fehlte ihnen jetzt doch die Kraft, den Verfolgern davonzulaufen. Es war aussichtslos. Keuchend hetzte er durchs Unterholz, schlug Zweige und Blattwerk beiseite, rannte entlang der Stadtbefestigung nach Norden und wusste doch, dass er den Männern nicht entkommen konnte. Fraglos würden sie sich aufteilen und versuchen, ihn einzukesseln. Er hatte keinen Zweifel, dass es ihnen gelingen würde.

Er hörte ihre Rufe erst hinter, dann auch in einigem Abstand neben sich. Baumstämme und Äste verbargen sie vor seinen Augen, was seine Ungewissheit nur noch erhöhte. Er hatte das Gefühl, dass sie überall um ihn waren, und etwas sagte ihm, dass dieser Eindruck nicht täuschte. Die Jagd war längst entschieden. Das Wild saß in der Enge.

Er wollte nach links ausweichen, fort von der Stadt, durch die Bäume hindurch und hinaus ins freie Land, doch von dort waren die Schritte und Flüche seiner Verfolger nur allzu deutlich zu hören. Rechts von ihm befand sich die Stadtmauer. Die einzige Fluchtmöglichkeit war demnach geradeaus, und dort würden sie ihm früher oder später den Weg abschneiden. Ebenso gut konnte er gleich stehen bleiben und sich geschlagen geben.

Während er diese Möglichkeit noch erwog, kam das Ende früher als erwartet. Plötzlich brachen vor ihm zwei Gestalten aus dem Gebüsch. Es gelang ihm eben noch, seine Schritte zu bremsen, sonst wäre er in ihre ausgestreckten Klingen gerannt. Wortlos blieb er stehen, rang sich ein bitteres Lächeln ab und ließ sich widerstandslos festnehmen. Überall um ihn herum traten Landsknechte aus dem Unterholz und richteten ihre Waffen auf ihn. Einige beschimpften ihn lautstark, doch er ließ ihre Tiraden wirkungslos von sich abprallen und hoffte nur, dass sie ihn nicht auf der Stelle töten würden. Der Hauptmann erreichte ihn am Letzter und gab schneidend Befehl, ihn unverseht in die Stadt zu bringen. So nahmen ihn die Soldaten widerwillig in ihre Mitte und führten ihn unter manchen Stößen und Beschimpfungen zurück zum Stadttor.

Auf dem Schlossplatz hatten sich wieder zahlreiche Bürger eingefunden, die verstört auf die lodernden Reste des Scheiterhaufens und durch das rußige Kirchentor blickten. Das Feuer im Inneren war offenbar gelöscht, es konnte nicht groß gewesen sein. Die Leiche des Priesters lag verborgen unter einer Decke. An ihren Rändern kräuselte sich dürerer Rauch empor.

Man schenkte Faustus und dem Trupp der Landsknechte kaum Beachtung. Einige Frauen standen weinend in der Nähe des toten Pfaffen, andere bemühten sich, einen Blick in

Innere der Kirche zu erhaschen. Nur einige Kinder, die ihre Fröhlichkeit viel schneller als die Erwachsenen zurückerlangt hatten, hüpfen ausgelassen vor den Füßen der mürrischen Soldaten und schnitten Faustus Grimassen.

Die Landsknechte führten ihn durch eine lange Straße zum Rathaus auf dem Marktplatz. Drinnen erwarteten ihn der Inquisitor und sein Gefolge. In einem hölzernen Saal mit Deckenleuchter und großen, hellen Fenstern saß Konrad von Asendorf auf einem hochlehnigen Stuhl, strich sich unablässig übers Kinn und musterte seinen Gefangenen auf dunklen, grundlosen Augen. Sein Zwergendiener saß im Schneidersitz neben ihm am Boden und hielt eine geschlossene Bibel in den kleinen Händen. Das Buch war fast so groß wie sein Oberkörper. In jeder anderen Lage hätte Faustus gelächelt; seit er Asendorf kannte, ließ sich der Hexenjäger von dem kleinen Mann die Heilige Schrift nachtragen, ganz gleich, wo er sich aufhielt. Der Bibelzweig, ein hässlicher Kerl mit knorrigem Gesicht und feuerrotem Haar, schien mit dieser Aufgabe vollauf zufrieden.

Hinter dem Inquisitor standen weitere seiner Gefolgsleute, darunter einige, die ihn stets begleiteten, und andere, die sich für die Zeit seines Besuchs aus der Wittenberg-Bürgerschaft rekrutierten. Da war ein hagerer Vikar, der für Asendorf die lästige Pflicht der Nachforschungen über die Lebensumstände eines Angeklagten übernahm; es gab zwei Qualifikatoren, Männer des Rechts, deren Aufgabe es war, die Urteile des Inquisitors sprachlich vorzuformulieren, dass sie der weltlichen Gesetzgebung nicht widersprachen; dazu kam ein Notar, der mit seiner Unterschrift die Aussagen des Beschuldigten bestätigte, ein Prokurator, der als Mönch während der Verhandlung die Rolle des kirchlichen Anklägers übernahm, außerdem drei weitere Männer und Frauen – zweifellos Familiars, geheime Denunzianten, welche die Angeklagten zum Geständnis überreden sollten. Sie waren vor allen Knechten des Hexenjägers die schlimmsten, denn die Familiars unterstanden keinem Gericht, genossen völlige Straffreiheit und verfuhrten mit dem gemeinen Volk nach eigenem Gutdünken. Oft genug erpressten sie reiche Bürger mit der Androhung, sie auf den Scheiterhaufen zu bringen; wer nicht zahlte, starb in den heiligen Flammen.

Zu Faustus' Überraschung gab Asendorf seinem Anhang einen Wink, zu verschwinden. »Lasst mich einen Augenblick mit dem Angeklagten allein«, befahl er leise und doch eindringlich genug, dass niemand zu widersprechen wagte. Es war ungewöhnlich, dass der Inquisitor das geheime Gespräch mit einem Beschuldigten suchte. Vor allem bei den beiden Rechtsgelehrten musste dieses Vorgehen auf stillen Widerspruch stoßen, denn Asendorf zeigte damit nur zu deutlich, wie wenig er sich um die Gesetze scherte.

Die Prozession der Männer und Frauen verschwand schweigend durch die Tür. Faustus blieb mit dem Hexenjäger zurück. Allein der Bibelzweig saß noch reglos zu Asendorfs Füßen auf dem Parkett, als gehöre er zum Mobiliar der Halle. Der Befehl des Inquisitors schien für den Kleinen nicht zu gelten.

Asendorf, immer noch in seine schwarzen Gewänder gehüllt, den Kopf mit einer Kappe bedeckt, lehnte sich in seinem Stuhl zurück und betrachtete Faustus mit scharfem Blick. Man hatte dem Gefangenen beide Hände auf den Rücken gebunden. Sein schwächliches Gesicht war rußverschmiert, die einfache Kleidung schmutzig. Bei jedem anderen hätte Faustus den Versuch unternommen, den Willen seines Gegenübers kraft seiner Gedanken zu brechen. Doch an Asendorf war er mit derlei schon bei früheren Begegnungen gescheitert. Der Hexenjäger sprach, wie zudem die meisten Menschen, nicht auf geistige Beeinflussung



an. Das letzte Mal, als Faustus diese Fertigkeit erfolgreich hatte einsetzen können, lag über ein Jahr zurück. Einem zahlenden Publikum mochte er diesen Trick noch gelegentlich vorgaukeln können – meist mit gedungenen Helfern, die sich als beeinflusste Opfer ausgaben –, doch in Wahrheit war es mit seinen Kräften nicht allzu weit her.

»Du bist des Todes, mein Sohn«, sagte Asendorf und presste die blutleeren Lippen aufeinander. Er mochte dies für ein Lächeln halten. »Du weißt es, und ich weiß es. Du stehst im Bund mit dem Widersacher. Du bist ein Verführer zum Bösen und ein Betrüger, wie ich keinen anderen geben mag.«

Faustus hob die Schultern und schwieg. Es hatte keinen Sinn, dem Inquisitor zu widersprechen. Vielmehr war er neugierig, was Asendorf ihm zu sagen hatte. Weshalb ordnete er nicht gleich eine erneute Hinrichtung an?

»Dein Tod ist seit langem beschlossene Sache, und ich muss dir nicht sagen, dass ich eigentlich nichts geben dürfte, das mich von seiner Vollstreckung abhalten sollte.« Asendorf stützte sich mit dem rechten Ellbogen auf die Armlehne und begann erneut, über sein Kinn zu streichen. Mit der anderen tätschelte er dem Bibelzweig den Kopf, der daraufhin eilig die Heilige Schrift aufschlug und mit tonlosen Mundbewegungen zu rezitieren begann. Kein Wort kam dabei über seine Lippen. Der Kleine war keinesfalls stumm, das wusste Faustus; offenbar wollte Asendorf seiner eigenen Rede durch das stille Bibelzitat religiöses Gewicht verleihen.

»Ich weiß, du bist ein gelehrter Mann«, fuhr der Hexenjäger fort. »Und ich glaube, du bist klug genug zu begreifen, welches günstige Angebot ich dir machen will.«

Hier horchte Faustus auf, doch er tat es insgeheim, ohne Asendorf den Triumph seiner Aufmerksamkeit zu gönnen. Schweigend harrte er alles Weiteren.

»Du hast gesehen, was auf dem Schlossplatz geschehen ist«, sagte der Inquisitor. »Ich weiß, dass manch einer glaubt, du selbst stecktest hinter dem feigen Anschlag auf das Haupt Gottes und das Leben des armen Priesters«, – demütig schlug er ein Kreuzzeichen –, »doch ich glaube nicht daran. Man mag dir vieles vorwerfen können, Faustus, doch Rachsucht an einem Unschuldigen gehört meines Erachtens nicht dazu. Ich bin nicht sicher, weshalb man dich trotzdem aus deiner misslichen Lage befreit hat, doch damit mag ich mich später beschäftigen. Jetzt geht es mir um etwas anderes.«

Faustus begann zu ahnen, dass die Ereignisse vielleicht noch eine Wende zum Besseren nehmen mochten, vielleicht Kerkerhaft statt Feuertod. Doch was Asendorf dann sagte übertraf seine kühnsten Erwartungen:

»Ich werde dich frei lassen.«

Faustus schenkte ihm einen zweifelnden Blick und sprach zum ersten Mal, seit ihn die Soldaten hierhergebracht hatten. »Aus welchem Grund solltet Ihr das tun?«

Der Inquisitor verzog das Gesicht zu einem gequälten Grinsen. »Oh, glaube ja nicht, dass mir diese Entscheidung leichtfällt. Und sei versichert, keinesfalls bewahrt sie dich vor weiterer Verfolgung durch die Heilige Inquisition. Im Gegenteil: Hast du erst erreicht, was ich von dir verlange, werde ich meine Anstrengungen, deiner habhaft zu werden, vervielfachen. Ich jage dich bis ans Ende der Welt, wenn es sein muss, und ich schwöre dir hier, im Angesicht des Herrn, dass du brennen wirst, Faustus. Du *wirst* brennen.«

Er seufzte tief und presste sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger so fest zusammen, dass

jede Farbe daraus entwich. »Doch bis dahin verlange ich deine Unterstützung. Ich will wissen, wer das Feuer in der Kirche gelegt hat, bei dem der Priester ums Leben kam. Und du bist der Mann, der mir seine Mörder ausliefern wird.«

Faustus schwieg, während der Bibelzwerger mit seiner lautlosen Lesung fortfuhr.

»Du kennst dich aus in Ketzereisen«, fuhr Asendorf fort. »Es wird dir nicht schwerfallen, herauszufinden, wer hinter dem Anschlag steckt. Ich will alles von dir: Namen, Gründe, Verbindungen zu anderen häretischen Zirkeln. Alles, verstehst du?«

»Ich kann Euch nicht helfen«, widersprach Faustus ruhig. Selbst wenn er gewollt hätte und davon war er weit entfernt –, er wusste nicht, wie er das Gewünschte erfahren sollte. Und keinesfalls würde er irgendjemanden an die Inquisition ausliefern, ganz gleich, welche Verbrechen er begangen hatte.

Asendorf schüttelte unwillig den Kopf. »Ich könnte dir drohen, Faustus. Ich könnte dir erklären, was meine Leute mit dir anstellen werden, wenn du nicht tust, was ich verlange. Doch ich weiß, wie wenig ich dich mit Worten beeindrucken kann. Deshalb werde ich zu einem anderen Mittel greifen, dich zu überzeugen. Sag mir, Faustus, wo ist der Hund, an dem dein Herz so hängt?«

Faustus stand da wie vom Blitz getroffen. Er gab sich Mühe, weiterhin unbeteiligt und gleichgültig zu erscheinen, doch dem Hexenjäger konnte nicht entgangen sein, wie seine Züge bei der Erwähnung Mephistos gefroren. Faustus hatte geglaubt, der Hund sei davongelaufen, als Asendorfs Schergen ihn festnahmen.

Der Inquisitor brachte das erste ehrliche Lächeln zustande. »Nun, du kannst es dir denken, nicht wahr? Um ehrlich zu sein, meine Leute wollten die Bestie erschlagen – sie haben einigen von ihnen böse Bisswunden zugefügt –, doch es gelang mir, sie davon abzuhalten. Und als ob das nicht Grund genug wäre, mir dankbar zu sein, will ich dir das Tier sogar zurückgeben – sobald du mir alle Namen nennst! Habe ich mich klar genug ausgedrückt, Doktor Faustus?«

Faustus gab keine Antwort. Asendorfs Drohung mochte auf ihre Weise lächerlich erscheinen. Ein Hund im Tausch gegen Menschenleben – die Entscheidung sollte so schwer nicht fallen. Doch mit Mephisto hatte es auf vielerlei Art besondere Bewandnis (von der Ihr geduldiger Leser, später mehr erfahren sollt).

»Du wirst herausfinden, wer hinter dem Tod des Priesters steckt«, sagte Asendorf schamlos und beugte sich vor. Dabei stieß seine Hand gegen den Kopf des Bibelzwergers, der daraufhin erschrocken keuchte und einen Augenblick lang um Fassung rang. Der Inquisitor bemerkte, dass die Bibellesung stockte, und schenkte dem Zwerg einen drohenden Blick. Der hässliche Kerl begann am ganzen Körper zu zittern und beeilte sich, in hündischer Ergebenheit fortzufahren.

»Warum liegt Euch ausgerechnet an diesen Ketzern so viel?«, fragte Faustus, nachdem er seine Beherrschung wiedererlangt hatte. »Sicher verärgert Euch nicht allein, dass sie Euch ein kleines Schauspiel von vorhin verdorben haben.«

Asendorf bohrte seinen Blick in Faustus' Augen. »Dies war nicht der erste Vorfall dieser Art. Sie schlagen überall zu, im ganzen Reich. Der Heilige Stuhl sieht es nicht gern, wenn man seine Statthalter verbrennt.«

Da musste Faustus mit einem Mal lachen. »Herrgott, Asendorf, heißt das, man gab Euch

den Auftrag, diese Menschen zu fassen? Ist es das, was Euch in solche Verzweiflung treibt, dass Ihr sogar mich dafür laufen lasst?«

Der Inquisitor zuckte zurück, als hätte Faustus ihm ins Gesicht geschlagen. Er ließ sich gegen die Stuhllehne fallen und krampfte seine Finger um die Armstützen. »Was interessiert es dich, selbst wenn dem so wäre?«

Faustus lachte noch immer, wohl wissend, wie sehr er den Hexenjäger damit erzürnte. Asendorf mochte ein paar Jahre älter sein als er selbst – Faustus zählte zum Zeitpunkt dieser Begebenheit dreißig Lenze –, doch was der Inquisitor ihm an Erfahrung voraushatte, machte Faustus durch eine gehörige Portion Dreistigkeit wett. Mein Meister war schon damals einer, der selbst im Angesicht des Satans zu lachen vermochte, und ich bin sicher, er tat genau das, als der Bocksfüßige ihn schließlich zu sich holte.

Asendorf, der es trotz aller Macht und Grausamkeit an Imposanz nicht mit den Leibhaftigen aufnehmen konnte, musste den Spott des Schwarzkünstlers hilflos über sich ergehen lassen. Denn mein Meister – der damals freilich noch nicht mein Meister war – wusste nun, wie sehr der Inquisitor auf ihn angewiesen war. Und Faustus gedachte, seine Vorteil gnadenlos auszuspielen. Er wollte Asendorf winseln sehen.

Doch so weit ließ der Inquisitor es nicht kommen. »Du wirst über mein Angebot nachdenken, Faustus. Heute Nacht, im Kerker. Morgen erwarte ich deine Antwort – und du weißt, welche ich meine.«

Damit schlug er vor Faustus ein nachlässiges Kreuzzeichen, als wolle er ihn für die Nachtruhe segnen, rief nach den Wachen und ließ den Gefangenen abführen.

»Steckt ihn ins Verlies!«, rief er hinter ihnen her und schlug zugleich seinem Bibelzweifel auf den Schädel. »Lasst ihn hungern und lasst ihn frieren! Lasst ihn leiden wie seinen Hund!«

Es muss ihn mehr als gekränkt haben, dass Faustus selbst da noch schallend lachte.

Dies war der Punkt, an dem ich selbst die große Bühne betrat. Ich schlitterte mitten in Spielgeschehen, ohne einen Schimmer, was mich erwarten mochte. Und, glaubt mir, ich tat es nicht ohne Getöse. Ja, in der Tat, die Kulissen erbebten ob dieses Augenblicks, und Ihr, die Damen und Herren in den vorderen Rängen, Ihr solltet Euch in Acht nehmen, denn meine Anwesenheit in dieser Geschichte ist nicht ohne Folgen. Passt auf, dass Euch keine wirbelnde Schwertspitze streift. Und, Pardon, es mag vorkommen, dass meine Büchse sich in die falsche Richtung entlädt. Duckt Euch, wenn Ihr könnt.

Es ist an der Zeit, ein paar Worte über mich selbst zu verlieren. Meinen Namen verriet ich Euch bereits, doch hier ist er noch einmal: Christof Wagner. Merkt ihn Euch gut. Ihr mögt auch außerhalb dieser Zeilen noch von ihm hören.

Ich ward geboren zu Wittenberg, so sagte man mir im Waisenhaus, und dort wuchs ich auf. Meine Kindheit war ereignislos, genauso meine Jugend – bis zu jenem Tag, da ich meinen Meister traf.

Gestattet mir trotzdem in aller Kürze, von meinem Leben *vor* diesem entscheidenden Tag zu berichten. Ich bin Waise, so lang meine Erinnerung zurückreicht. (Man hat mich vorgeworfen, ich sei der Sohn einer Hündin, was nicht möglich ist – sicher hätte ich mich dann besser mit des Meisters Töle, mit Mephisto, verstanden. Unser Verhältnis aber war zeitlebens, nun, nennen wir es – gespalten.)

Ich weiß nicht, wer mein Vater war, und auch an meine Mutter fehlt mir jedes Andenken. Früh ging ich bei einem Mönch in die Lehre, doch lernte ich von ihm nicht das Rezitieren frommer Bibelsprüche und Kirchenlieder, sondern vielmehr die Kunst des Bierbrauens. Mein Meister war alt und fett, an einer Hand fehlten ihm zwei Finger, und seine größte Sorge war wenigstens sein Seelenheil (oder gar das meine) als sein unmäßiger Stuhlgang, der ihn mindestens sechs- bis siebenmal am Tag von seiner Arbeit fortriss. Da war es nötig, dass jemand während dieser Zeit seine Aufgaben übernahm, und dieser jemand war ich.

Es gab noch einen zweiten Knecht in seinen Diensten, einen mürrischen Mann, viel älter als ich selbst. Er behauptete, er habe mit den Spaniern die Mauren aus Granada vertrieben und an der Seite Vasco da Gamas das Kap der Guten Hoffnung umschifft. Was immer davon auch der Wahrheit entsprach – er verstand es meisterlich, mit Schwert und Dolch umzugehen. Stets, wenn der alte Mönch sich zur Verrichtung seines leidigen Geschäfts in die Wälder schlug, berichtete mir mein Gefährte von seinen Abenteuern in fremden Ländern, an der Seite großer Heroen und in den Armen schöner Frauen. Sicher entstand damals schon der Wunsch in mir, es ihm einmal gleichzutun. Schließlich fasste ich mir ein Herz und bot ihm, mich in der Kunst des Kampfes zu unterweisen, und zu meiner Freude willigte er ein. So lernte ich leidlich, mit der Klinge zu spielen, mit dem Bogen zu schießen und mich auf dem Rücken eines Pferdes zu halten. Letzteres wohl nur mit Vorbehalt: Zur Übung diente mir das Mönchs Brauereigaul, ein lahmes, behäbiges Tier, das selbst die Großmutter des Kaisers Maximilian hätte reiten können.

Ein guter Bierbrauer wäre nie aus mir geworden, doch der Mönch zahlte mir zwei Gulden im Monat, mehr, als mancher Handwerksknecht von seinem Meister erhielt. Davon lebte ich

und konnte stets ein paar Kreuzer beiseitelegen. Mehr noch: Der gute Mann war so freundlich, mir ein kleines Vermögen von dreißig Gulden zu hinterlassen – mit der Auflage allerdings, mir davon ein Studium an der Universität zu Wittenberg zu finanzieren. Der Alte war ein guter Freund eines hiesigen Doktors der Theologie, und jener nahm mich unter seine Fittiche, zahlte mir monatlich einen Teil meines Erbes aus und sorgte dafür, dass ich meine Zeit tatsächlich mit dem Lesen kluger Schriften verbrachte, statt mit Kumpanen durch die Schänken zu ziehen und mich an den Freuden des Lebens zu ergötzen. Heute weiß ich die Zeit zu schätzen, damals aber verging kein Tag, an dem ich meinem Gönner nicht Pest und Syphilis an den Hals wünschte. Freilich war ich dankbar genug, um zu erkennen, dass er so gut mit mir meinte, und im Großen und Ganzen kam ich all meinen Pflichten nach. So wurde aus Wagner, dem Waisenkind und Bierbrauer, Wagner, der Studiosus.

Doch genug davon. Ich spanne Euch auf die Folter (ein Wortspiel, übrigens, mit dem gerade ich nicht spaßen sollte, geriet ich doch selbst oft genug in die Fänge derselben).

Ihr wollt wissen, wie es dem Faustus erging?

So höret denn von meinem heldenmütigen Versuch, ihn aus dem Kerker zu befreien.

\* \* \*

Das Gefängnis lag unweit des Augustinerklosters im Osten Wittenbergs, eingelassen in die Stadtbefestigung. Es war ein grobgemauerter, zweigeschossiger Bau, in dessen oberem Stockwerk der Hauptmann der Stadtwache residierte. Auf ebener Erde gab es einige Zellen mit vergitterten Luken, doch der Hauptteil der Kerkeranlagen lag unterirdisch, besaß keine Fenster und war, wie ich schon bald erfahren sollte, ein ganz und gar unleidlicher Ort.

Es gibt wenig, womit ich meinen heillosen Leichtsinns entschuldigen kann. Denn wer ist unter gewöhnlichen Umständen schon so dumm, einen Gefangenen der Inquisition aus einem bewachten Stadtkerker befreien zu wollen? Nun, genau das war mein Plan – das heißt weniger der meine als jener meines damaligen Mäzens. Tatsächlich war ich dem guten Mann zu einigem Dank verpflichtet, wiewohl ich niemals mein Leben für ihn aufs Spiel gesetzt hätte – unter gewöhnlichen Umständen, wie gesagt. Leider waren eben die Umstände gegen mich. Tatsächlich erpresste mich der alte Sack – Gott erbarme sich seiner Seele! – und drohte mir, das Erbe meines Lehrherrn einzubehalten, falls ich ihm nicht mit einer kleinen Gefälligkeit zur Seite stünde. Diese kleine Gefälligkeit war, wie Ihr Euch denken könnt, Faustens Befreiung. Nichts weiter als das.

Mir liegt nicht viel an Reichtum und Besitz, und ich liebe das Leben. Zweifellos hätte manch anderer in meiner Lage seinen Hut genommen und wäre von dannen gezogen, ohne Geld und ohne Segen, doch dafür mit der Aussicht, noch einige Jahre länger unter den Lebenden zu weilen. Ich aber war jung und übermütig und glaubte, einer wie der Faustus würde sich zweifellos dankbar erweisen – mit einem magischen Sack voll Gold beispielsweise, einem, der sich vielleicht von alleine nachfüllt ...

Nun müsst Ihr wissen, dass über Faustus ein ganzer Berg von Gerüchten umging. Es hieß, er könne alles vollbringen, was auch Christus vollbrachte, so oft und wann er wolle. Man munkelte, er habe einige der wichtigsten Zauberbücher verfasst, etwa Teile des *Picatrix* und das *Secreta secretorum*, das lange Zeit dem Aristoteles zugeschrieben wurde. Selbst am *Buch der Geheimnisse* sollte er beteiligt gewesen sein, was sich allerdings später als Unsinn erwies.

Fest steht, er war ein Meister der Kabbala, kannte sich aus in den Lehren der Gnosis und unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu zahllosen Gelehrten und Alchimisten jener Zeit.

Man erzählte sich, er sei als Sohn armer Bauern zur Welt gekommen, die ihn in ihrer Not dem reichen Bruder seines Vaters in Verwahrung gaben. Jener lebte zu Weimar und hatte selbst keine Nachkommen, sodass er ihn zum Erben seines Reichtums machte und nach Ingolstadt auf die hohe Schule schickte. Faustus sollte dort Theologie studieren, kam aber durch eine unselige Verbindung zu umherreisenden Zigeunern und Tataren, lernte von ihnen das Handlesen und vielerlei weitere Zauber und verlegte sein Studium sodann auf die Astronomie und Astrologie. Auf anderem Gebiet brachte er es gar bis zum doctor medicinae. Faustus galt als ausgesprochener Epikureer und besserte, nachdem er sein Erbe verpraselt hatte, durch Jahrmarktsgaukelei und den ein oder anderen Zauber seinen Geldbeutel auf. Gelegentlich nahm ihn ein Landesfürst auf und erhoffte sich von ihm magischen Beistand gegen Feinde, in Regierungsgeschäften und, allzu oft, im Liebeswerben.

Viel wurde später über seinen Pakt mit dem Teufel geredet. Faustus, der es durchaus genoss, das eine oder andere Gerücht durch Taschenspielertricks und unheilswahrende Aussprüche zu nähren, äußerte sich niemals dazu, er stritt nichts ab und bestätigte nicht. Nachdem ich ihn eine Weile kannte, hörte ich auf, ihm Fragen darüber zu stellen, denn sie führten zu nichts, außer dass sich seine Stirn umwölkte und ich sein Gepäck tragen musste. Was keinesfalls heißt, dass ich die Wahrheit nicht doch noch erfuhr.

Dies also war das, was man sich über meinen künftigen Meister erzählte, abends am Feuer oder bei der Arbeit auf den Feldern. Sein Name geisterte durch Studierzimmer und Gelehrtenstuben, durch Thronsäle und Fürstengemächer. Man kannte ihn im Norden wie im Süden, und die Pfaffen predigten seine Verdammnis von den Kanzeln. Er war Doktor Faustus – Chiromant, Aeromant, Pyromant und Hydromant –, und ich bin stolz auf jedes Jahr, das ich an seiner Seite verlebe.

Freilich, bis es so weit war, musste ich ihn erst aus dem verflixten Kerker befreien. Dama versprach ich mir von meinem Gelingen wahrlich nicht mehr als ein paar Gulden und die ein oder andere magische Gefälligkeit.

So erinnerte ich mich denn an das, was mein Gefährte in den Diensten des Braumeisters mich gelehrt hatte, besorgte mir einen scharfen Dolch, nahm all meinen Witz und Wagemut zusammen und machte mich auf, mein Vorhaben in die Tat umzusetzen.

Ich erwähnte schon, dass das Gefängnis an die Stadtmauer grenzte. Am Fuße ihrer Außenseite fiel der Boden für einige Schritte steil ab, war bedeckt von dichten Ginsterbüschen und mündete in ein wild wucherndes Geflecht von Hecken und Sträuchern. Von einem Studienkameraden, einem aufstrebenden Mediziner, der einige Jahrzehnte später in der Schlacht zu Mühlberg die Wunden des Herzogs Alba kurieren sollte, hatte ich erfahren, dass es einen schmalen Schacht gab, der vom Gefängnis aus unter der Stadtmauer hindurch bis in eben jenes Buschwerk führte. Dort endete er an einem engen Eisengitter. Mein Freund stand während seiner Studien einem örtlichen Medicus zur Seite, der sich ab und an um die Gesundheit der Gefangenen kümmerte. Bei solchen Besuchen im Kerker hatte er erfahren, dass die Wärter alle Abfälle – vom Nachtopf bis zu Körperteilen – in ein Loch im Boden warfen. Von hier aus gelangte der Müll durch den Schacht bis hinaus an die Außenmauer, wo sich die Flüssigkeiten in die Büsche ergossen, die größeren, festen Bestandteile sich aber im Gitter verfangen. Zweimal im Jahr mussten unglückliche Gefangene in den Schacht

hinabsteigen und die entsetzlichen Reste beiseiteschaffen.

Dabei war unter den Eingekerkerten bekannt geworden, dass sich das Eisengitter durch jahrzehntelange Nässe und Fäulnis gelockert hatte. Rost hatte die Stangen zerfressen, und es genügte – so zumindest hieß es – ein starker Tritt, um das Gitter zu zerbrechen. Den Gefangenen nutzte dies wenig, denn es war unmöglich, aus ihren Zellen zu entkommen und den Fluchtweg nach außen zu nutzen. Umgekehrt aber mochte es einem Mann durchaus gelingen, von der Außenseite nach innen zu gelangen – ein Vorhaben, das freilich niemand vorhersah.

Diesen Mangel an Weitsicht gedachte ich mir zunutze zu machen. Ich schlich also nach Anbruch der Dunkelheit durchs Stadttor, schlug mich seitwärts in die Büsche und suchte, bis ich die angegebene Stelle entdeckte. Um ehrlich zu sein – und obgleich das meine Leistung schmälern mag –, dauerte diese Suche nicht allzu lang, denn der Gestank, den das schreckliche Pfuhl verbreitete, lastete weithin über der Gegend.

Das Gitter glotzte wie ein rundes schwarzes Auge aus dem Hang. Es maß etwa die Spannweite meines Oberkörpers. Davor waren in einem Umkreis von ein bis zwei Schritten sämtliche Pflanzen abgestorben. Mochten Bauern auch Mist auf ihre Felder karren, damit ihre Saat gedeih – zu viel des Guten behagte offensichtlich keinem Gewächs. Der Anblick, der sich mir bot, belegte dies zur Genüge.

Der Boden vor dem Gitter war mit dunkler, ranziger Schlacke bedeckt, ein widerlicher Schlamm aus menschlichen Ausscheidungen, Essensresten und manch totem Aasfresser, der der Genuss des fauligen Morasts das Leben gekostet hatte. Der Gestank spottete jeder Beschreibung. Wohlweislich hatte ich mir ein Halstuch eingesteckt, das ich mir nun vor Mund und Nase band. Es schmälerte die Tortur nur unerheblich.

Des Weiteren hatte ich mir von einem Nachbarn ein Paar hoher Stulpenstiefel entliehen, als dieser sie abends zum Lüften vor die Tür stellte. Zweifelsohne würde er sich am Morgen wundern, wie sie *nach* der Lüftung rochen, denn nun stieg ich mit ihnen mitten in die bläsig-Brühe. Fäden ziehend und mit schlüpfenden Lauten stiefelte ich vorwärts bis zum Gitter.

Immer wieder rief ich mir die Drohung meines Oheims ins Gedächtnis: Brachte ich Faustus nicht wohlbehalten zum vereinbarten Treffpunkt, sähe ich keinen müden Kreuzer mehr. Die Aussicht, fortan auf alle Bequemlichkeit verzichten und für mein Auskommen arbeiten zu müssen, trieb mich schleunigst vorwärts. Der alte Schweinehund hatte mich vollends in seinen geizigen Klauen.

Ich erreichte das Gitter und umfasste es mit beiden Händen (die Handschuhe hatte ich am Nachmittag auf dem Markt, nun ja, erstanden). Ich zerrte und ruckte, der Schweiß quoll mir aus allen Poren, doch schließlich gaben die ersten Eisenstreben nach. Mit einem hässlichen Knirschen brach das durchrostete Gitter aus seiner Verankerung. Ich stemmte es verächtlich zur Seite und blickte angstvoll in den Schacht, der sich dahinter auftat. Zwei Ratten sprangen aufgescheucht zur Seite.

Vor mir lag eine enge Röhre, annähernd rund und einen guten Schritt im Durchmesser. Sie führte ziemlich steil nach oben, doch die Wände waren grob und kantig, sodass sie den Fingern und Füßen reichlich Halt bieten mochten. Andererseits waren sie fingerdick mit fettigem Auswurf und allerlei Pilzen bedeckt, was jeder Kletterei zuwiderwirkte. Bevor ich aber auch nur den Versuch wagen konnte, mich durch den Schacht in die Höhe zu schieben, musste ich erst über einen kniehohen Haufen von Unrat steigen, der sich hinter dem Gitter

verfangen hatte. Ich wagte nicht, seine Bestandteile genauer zu betrachten. Die Versuchung, meinen Wohlstand fahren zu lassen, unverrichteter Dinge umzukehren und meinen Vormund zu erklären, wohin er sich seine Gulden schieben könne, war übermächtig. Trotzdem ging ich weiter.

Im Schacht herrschte völlige Dunkelheit. Es gelang mir tatsächlich, mich mühsam entlang der Schräge in die Höhe zu schieben, wenngleich mir die Enge und der wahrlich teuflische Gestank zu schaffen machten. Jeden Augenblick erwartete ich, dass man von oben eine weitere Ladung von Nachttöpfen über mich entleeren würde. Doch – welch Glück! – Unglück! – der gefürchtete Moment blieb aus.

Schließlich schien mir trübes Fackellicht entgegen, gelblich und zuckend, und da wusste ich, dass ich zumindest die erste Hälfte meines Weges bewältigt hatte. Die Vorstellung, dieselbe Strecke wieder zurückklettern zu müssen, stimmte mich nicht eben hoffnungsvoll.

Das letzte Stück des Schachtes führte senkrecht nach oben, doch schließlich erreichte ich trotz aller Widrigkeiten eine ummauerte Öffnung im Boden des Kerkerkellers. Eine hüfthoch hohe Brüstung umschloss das Loch. Als ich vorsichtig darüber hinwegblickte, sah ich zu meiner Erleichterung, dass die Kammer leer war. Der Gestank des Schachtes kam mir erstmalig zugute; kein Wächter wollte sich in seiner Nähe aufhalten. Langsam und lautlos kletterte ich über die Brüstung, zog das Tuch vom Gesicht und schnappte nach Atem. Die abgestandene stickige Luft des Verlieses erschien mir herrlich erfrischend und klar.

Ich zog den Dolch. Und obgleich ich nicht gedachte, ihn wirklich einzusetzen, beruhigte mich doch sein Gewicht in meiner Hand. Behutsam, nun wieder durch das Tuch maskiert, schlich ich zur offenen Tür der unterirdischen Kammer und blickte hinaus auf einen Korridor. Rechts und links davon lagen die Zellen der Gefangenen hinter schweren Holztüren. In jeder gab es eine kleine Öffnung, durch die man ins Innere schauen konnte. Ich zählte ein Dutzend Türen. Faustus konnte hinter jeder davon hocken. Ich lauschte auf die Stimmen der Kerkerwächter und hörte ihr rohes Gelächter. Unmöglich, abzuschätzen, wie viele es waren. Ihr Lärmen drang aus einer offenen Tür am anderen Ende des Gangs.

Zwei Fackeln tauchten die Umgebung in flackerndes Halblicht. Ein letztes Mal erwog ich die Möglichkeit umzukehren, dann nahm ich all meinen Mut zusammen und trat in den steinernen Flur. Bei jedem Schritt behielt ich den Durchgang zur Wächterkammer im Blick. Ich trat an die erste Verliestür und sah durch die Öffnung hinein. Der Raum dahinter war dunkel und offenbar unbelebt. Weiter zur nächsten Tür. Dort saß ein bärtiger Kerl und starrte blicklos ins Leere. Noch eine Tür und noch eine.

Hinter der siebten schließlich fand ich jenen, den ich suchte. Faustus stand aufrecht in der Kerkerkammer, als sei er bereit zum sofortigen Aufbruch. Er rührte sich nicht, sah mir aber direkt in die Augen, als ich durch das Guckloch ins Innere blickte. Ein Schauer kroch mir über den Rücken. Hatte er wissen können, dass ich kam? Ahnte er, dass man ihn retten wollte, oder wusste er es gar? Er war ein Magier, natürlich, und Magier vermögen in die Zukunft zu blicken. Folglich musste er den Ausgang meines Befreiungsversuchs längst kennen.

Er stand da wie erstarrt, kerzengerade, ein Lächeln auf den Lippen. Er trug weite schwarze Kleidung, die an einigen Stellen zerrissen war. Weitere Anzeichen davon, dass er der Scheiterhaufen nur mit Mühe und Not entgangen war, gab es nicht. Offenbar hatte man ihm Gelegenheit gegeben, sich Ruß und Schmutz vom Leib zu waschen.



---

sample content of Der Engelspakt (Die neue Historia des Doktor Faustus, Book 1)

- [download online Neuromancer \(Sprawl, Book 1\)](#)
- [read \*The Cottage on Juniper Ridge \(Life in Icicle Falls, Book 4\)\* pdf, azw \(kindle\), epub](#)
- [El hÃ©roe discreto pdf](#)
- [click The Way of Tea: Reflections on a Life with Tea pdf, azw \(kindle\)](#)
  
- <http://serazard.com/lib/The-Tomorrow-Code.pdf>
- <http://kamallubana.com/?library/The-Cottage-on-Juniper-Ridge--Life-in-Icicle-Falls--Book-4-.pdf>
- <http://diy-chirol.com/lib/El-h--roe-discreto.pdf>
- <http://interactmg.com/ebooks/The-Way-of-Tea--Reflections-on-a-Life-with-Tea.pdf>